

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1890

Achtes Kapitel.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1680

Achtes Kapitel.

Es war am 6. März 1403, wo nachmittags Heinrich Winter von einem seiner älteren Mitschüler namens Claus, der sich seit einiger Zeit sehr an ihn angeschlossen hatte, aufgefordert wurde, mit ihm hinauszugehen vor das Blauer Thor. In dem dort vorhandenen Badehause sollten, wie ihm andere Schüler gesagt hatten, ein paar fahrende Weiber angekommen sein, welche vortrefflich wahrsagen könnten. Man hatte Wunderdinge erzählt von ihrer Gabe, die Zukunft zu entschleiern, und Claus war begierig geworden, auch seine Zukunft kennen zu lernen. Die Sache fand bei Heinrich Anklang, denn auch ihn plagte die Neugier, zu wissen, was aus ihm einmal werden würde. Er nahm seinen Mantel um, und beide schritten der Altstadt zu.

Das Wetter war trübe, die Erde schneebedeckt. Durch die Gassen der Altstadt gelangten sie zum Blauen Thor. Nicht mit voller Sicherheit durfte man sich hinauswagen wegen der Fehde mit Johann von Duitzow. Zwar standen vor allen Thoren Wachen und Bewaffnete, stark genug, um kleinere Anfälle selber abzuwehren und größere in Zeiten anzumelden, aber man hatte auch schon Beispiele, daß die Wachen plötzlich aufgehoben worden waren und der Feind bis dicht an die Thore gekommen war.

Es schien indessen alles ruhig zu sein, auch der Thorwächter hatte nichts Verdächtiges in der Umgegend bemerkt. Unbedenklich schritten die Knaben deshalb hinaus.

Vor dem Thore, nicht weit von der uns schon bekannten St. Nikolai-Kirche, lag ein sogenanntes Seelenbad. Dieser wunderliche Name war zu jener Zeit, weil er gewöhnlich war, nicht auffallend. Die Geistlichkeit hatte, um die Reinlichkeit zu befördern, das Baden beinahe zu einer religiösen Handlung gemacht. Es galt als verdienstlich, man tilgte durch das Abwaschen des Körpers einige Sünden und wusch mit dem Körper zugleich die Seele. Die in allen Städten vorhandenen Badstuben waren deshalb sehr besucht und benutzt, und es gab Bäder zu sehr verschiedenen Preisen. Aber ein sehr großer Teil von Menschen

konnte nichts dafür bezahlen und hätte von den Badstuben niemals Gebrauch machen können, wenn die Mildthätigkeit nicht hinzugetreten wäre, die überall, wo die Seele mit ins Spiel kam, sehr groß war, während man mit den Körpern unbarmherzig verfuhr. Man richtete in den Klöstern öffentliche Badstuben für Arme ein; in den Städten kamen sie durch Vermächtnisse zu stande, und nicht selten wurde der Arme nach dem Bade noch gespeist, mehr oder weniger reichlich, je nachdem der Stifter es bestimmt hatte*). Solche Stiftungen galten als besonders verdienstlich, und man konnte für seine Seele nicht besser sorgen als durch sie. Den Dienst dabei übernahmen meistens Beginen oder Beguinen, Frauen, welche klösterlich, oft in Gemeinschaft und in der Nähe der Klöster lebten, ohne jedoch ein Gelübde abzulegen. Sie kleideten sich einfach klösterlich, nährten sich durch ihrer Hände Arbeit, zum teil auch wohl von Gaben, welche die Wohlthätigkeit ihnen gespendet hatte, und verbrachten ihre übrige Zeit mit der Ausübung guter Werke, wozu denn teils das Unterrichten der Jugend, teils Krankenpflege, teils die Bereitung von Arzeneien, teils die Besorgung der Seelenbäder gehörte. Aber schon zu dieser Zeit war der Nimbus der Heiligkeit von ihnen gewichen. Man wußte, daß er bei den meisten einem schlechten Lebenswandel als Decke dienen sollte, und der Name Begine bezeichnete bereits ein scheinheiliges, aber im geheimen liederliches Weib. Besonders wurde den in der Nähe der Klöster Wohnenden, wie den in den Badstuben Beschäftigten sehr viel Böses nachgesagt.

Aber es gab auch fahrende, d. h. umherwandernde Beginen, sogenannte Baganten. Sie hatten gleiche Beschäftigungen wie die angesiedelten, aber sie trieben noch außerdem die Künste des Wahrsagens und der Sterndeuterei. Wo es keine angesiedelten Beginen gab, verrichteten fahrende Beginen den Dienst in den Badstuben**), und es war niemals Mangel an ihnen, obgleich sie oft wechselten, denn die Badehäuser dienten in der Regel allen fahrenden Beginen als Aufenthaltsorte, so daß die erledigte Stelle immer schnell wieder besetzt werden konnte. Ungeachtet ihres anscheinend unschuldigen Lebenswandels und ihrer frommen Mienen, durch welche sie sich gern als Himmelsbräute zu erkennen geben mochten, galten sie ganz allgemein als Buhldirnen, oder wenn sie älter waren, als Kupplerinnen. Während in der neueren Zeit leichtfertige Mädchen häufig erst im Alter Betschwestern werden und beide Geschäfte von einander trennen, waren sie damals gar oft schon von Jugend an mit einander verbunden.

Das Seelenbad unfern der Nikolaiikirche von Brandenburg war

*) Mähßen, Gesch. der Wissenschaften in der Mark Brandenburg S. 284.

**) v. Lüchow, pragmat. Gesch. von Mecklenburg. I. II. S. 339. 340.

noch nicht gar lange aus dem Vermächtnisse eines verstorbenen Brandenburger Bürgers entstanden, dem das dazu bestimmte Gebäude gehört hatte. Es wurde ebenfalls von Vaganten versehen, und ein paar dergleichen fromme Schwestern waren es, deren Ruf im Wahrsagen beide Städte Brandenburg durchdrungen hatte.

Die beiden jungen Leute traten ein, man fragte, ob sie baden wollten. Allein sie lehnten dies ab und wünschten die beiden Schwestern Beate und Barbara zu sprechen, um sich von ihnen wahrsagen zu lassen. Darauf ersuchte man sie zu warten, bis einige Männer, welche soeben in derselben Absicht bei ihnen wären, ihr Zimmer verlassen würden, und führte sie in eine kleine Kammer, welche für Wartende bestimmt war und in der man sie allein ließ.

Das Zimmer hatte einen kleinen Kamin neben dem Ofen, und in diesem glühten Kohlen. Heinrich trat heran, sich die Hände zu wärmen. Es schien ihm, als höre er sprechen. Er steckte den Kopf in den Kamin und winkte seinem Gefährten, still zu sein. Hier konnte er jedes Wort vernehmen. Der andere kam neugierig herzu und nun hörten sie folgendes.

Eine Männerstimme fragte: Also du kannst mir versichern, daß sie kommen werden?

Frauenstimme. Wenn ihr mir den Ort nicht nennt, kann ich weiter nichts sagen.

Er. Den Ort kann ich dir nicht nennen. Es ist genug, wenn du weißt, daß es ein Ort mit Wall und Mauer ist.

Sie. So lange die Bezeichnung mir nichts Gewisses giebt, kann dir auch meine Antwort nur Ungewisses geben.

Er. Wohl. Ich will mit einer bloßen Wahrscheinlichkeit zufrieden sein. Aber diese verlange ich. Sieh noch einmal nach.

Sie. Wann soll der Angriff stattfinden?

Er. Ich habe dir schon gesagt übermorgen, und wenn es nötig ist die folgenden Tage.

Sie. Schickst du zu wenig Leute, so achten sie es drinnen nicht und kommen nicht heraus. Schickst du zu viele, so fürchten sich jene, und bleiben gleichfalls drinnen. Nur wenn du die rechte Zahl schickst, werden sie ausfallen.

Er. Welches ist die rechte Zahl?

Sie. Ich kann sie dir nur sagen, wenn ich den Ort kenne.

Er. Nichts davon. Aber wenn sie nun herauskommen, wird der Überfall glücken?

Sie. Wenn du nicht zu wenig Leute hast und sie gut versteckt sind, ja.

Er. Das konnt' ich mir allein antworten. Ich will unbedingt wissen, ob er glücken wird?

Sie. Wieviel Reiter haben in dem Gebäude Platz?

Er. Etwa achtzig.

Sie. Und es steht nahe vor dem Orte?

Er. Ja.

Sie. Es wird glücken. Kann ich euch sonst noch, liebe gnädige Herren, mit etwas dienen?

Er. Sonst mit nichts. Hier habt ihr den Lohn für eure Mühe. Nun gehabt euch wohl.

Die Thür hörte man öffnen und schwere Schritte von Geharnischten machten den Boden erdröhnen. Heinrich eilte ans Fenster und sah ihnen nach. Es waren ein Paar große Männer mit dicken Pelzkappen, welche wenig vom Gesichte sehen ließen, da sie außerdem mit dicken Pelzmänteln bekleidet waren. Sie schritten seitwärts nach links, und waren bald aus dem Bereich des Fensters verschwunden.

Heinrich grübelte. Ihm schien es, als habe er die Stimme schon früher gehört, doch konnte er nichts finden. Indem öffnete sich ihre Thür und sie wurden benachrichtigt, daß die beiden frommen Schwestern bereit wären, sie zu empfangen.

Sie traten ein. Es waren zwei ziemlich junge und hübsche Mädchen, von denen man nicht sagen konnte, daß sie die graue nonnenhafte Beginenkleidung und der klösterliche Schleier entstellt hätte. Im Gegenteil erschienen sie darin sehr sauber und hatten ein zierliches Ansehen.

Welche von euch, fromme Schwestern, ist die Jungfrau Beata, sprach Claus.

Ich bin es, euch zu dienen, antwortete die eine von ihnen.

Claus. Gut, ich wende mich an euch, ihr sollt mir meine Zukunft prophezeien. Aber macht's gnädig mit mir.

Beate. Bei so hübschen jungen Leuten ist es nicht schwer, was Gutes zu prophezeien, denn denen pflegt es nicht anders als gut zu gehen, wie ich es euch auch nicht anders wünsche.

Claus. Eure Gefährtin, fromme Schwester, wird dort meinem jungen Freunde wahr sagen. Dessen Zukunft ist noch einige Jahre länger, als die meinige.

Jungfrau Barbara nahm Heinrich bei der Hand und zog ihn in die Nähe des Fensters. Sie schaute ihm in die Hand, dann in die Augen und lächelte, als sie Heinrich, er wußte selber nicht warum, niederschlug. Ihr seid guter Leute Kind, sprach sie, und habt einmal viel zu hoffen. An Geld und Gut wird es euch einmal nicht fehlen.

Heinrich. Da seid ihr im Irrtum. Ich bin gar keiner Leute Kind, denn ich habe weder Vater noch Mutter.

Barbara sah ihn an. Nun aus der Erde seid ihr doch nicht heraus gewachsen?

Heinrich. Ich weiß aber nicht, wer meine Eltern sind.

Barbara. Einerlei. Genug, es ist wie ich gesagt habe. Ihr wollt euch beide der Kirche widmen und seid Schüler.

Heinrich. Ja, wie euch unsere Kleidung zeigt.

Barbara. Auch ohne eure Kleidung wüßten wir's.

Heinrich. Woran seht ihr es denn?

Barbara. An euren schelmischen Augen. Ja, ja, die eurigen sind recht schelmisch. Ihr schaut damit gern nach hübschen Mädchen.

Heinrich wurde rot, wie mit Purpur begossen. Aha, rief Barbara, ich hab's getroffen. — Ihr küßt sie auch recht gern, so jung ihr auch seid.

Heinrich. Da habt ihr unrecht. Ich habe noch kein Mädchen geküßt und mag auch nicht.

Barbara. Wie, mein liebes Vögeln, magst auch nicht? Da sieh einmal deinen Gefährten an, der thut's recht gerne, und du sollst es auch.

Sie schlug ihren Arm um seinen Nacken und wollte ihn an sich ziehen. Claus war richtig umhast und schien nichts dagegen zu haben. Heinrichs Seele empörte sich gegen die Frechheit der Mädchen; jener Widerwille gegen weibliche Liebkosungen, der häufig die erste Entwicklung des Jünglings begleitet und oft die beste Schutzwehr seiner Unschuld ist, erwachte in seiner Seele in seiner vollen Stärke. Er stieß das Mädchen zurück, entwand sich ihrem Arme und stürzte zur Thür hinaus.

Er glaubte Gott dafür danken zu müssen, daß er ihm Kraft verliehen habe, der Sünde zu widerstehen und eilte deshalb der Nikolai-Kirche zu, welche, wie alle Kirchen damals, stets geöffnet war. In einem Winkel derselben kniete er nieder und betete.

Es herrschte im Gebäude eine tiefe Dämmerung, theils weil der Tag sich neigte, theils weil die mit Schnee belasteten Baumzweige vor den Fenstern das wenige hineinfallende Licht noch schwächten. Da traten zu einer andern Thüre zwei Männer herein, gingen bis in die Mitte der Kirche und sahen sich sorgfältig nach allen Seiten um. Heinrich erkannte sie an ihrer Kleidung als die beiden, welche sich hatten wahr sagen lassen. Er kniete so versteckt und so im Dunkeln, daß er nicht leicht von ihnen gesehen werden konnte und hütete sich wohl, sich bemerklich zu machen.

Wir sind allein, sprach endlich der eine von ihnen, es ist niemand weiter hier. Sieh dir die Kirche an. Was meinst du, sollten achtzig Reiter darin nicht Platz haben, wenn sie gedrängt stehen?

Der Andere. Unbedenklich, und es bleibt noch Raum für Heu und Stroh und für die Knechte zum Gehen.

Der Erste. So bleibt's also dabei. Nun fort nach Plaue.

Der Andere. Wollen wir es nicht erst noch dunkler werden lassen, damit wir um so ungehinderter zu unsern Pferden kommen?

Der Erste. Meinethalben. Die Pfaffen werden schön schimpfen, wenn sie hören werden, daß wir ihnen die Kirche verwüsten.

Der Andere. Es mag wohl unrecht sein, aber es geht nicht anders. Ich habe übrigens Ablass für's ganze Jahr und wenn's nicht anders geht, machen wir eine Wallfahrt nach einem Gnadenorte.

Der Erste. Ich habe so auf die Kirche eine Pife und ärgere mich jedesmal, wenn ich sie sehe.

Der Andere. Warum?

Der Erste. Ein nichtswürdiger Pfaffe hat mir einmal darin ein Bubenstück gespielt und mich geäfft, daß ich mich schäme, daran zu denken. Können die Pfaffen die Kirchen zu ihren Bübereien benutzen, wird's auch keine so große Sünde sein, in einem ehrlichen Kriege einmal einen Pferdestall daraus zu machen. Doch nun kommt. Es ist dunkel genug, und wir haben nichts zu besorgen.

Sie gingen. Heinrich erhob sich behutsam und wartete noch ein Weilchen. Er hatte sich wohl gemerkt, was er im Kamine erhörcht hatte und verband es mit dem, was er hier vernommen, so daß ihm kein Zweifel blieb, worauf es abgesehen sei. Es war ihm deutlich geworden, daß die ihm bekannt vorkommende Stimme Johann von Duihow angehört habe. Eilig machte er sich nach der Stadt auf und teilte sofort seinem Pflegevater Arnold Freisack im Geheimen seine wichtige Entdeckung mit.

Freisack war außer sich. Es ist richtig, es ist richtig rief er. Schade, daß Herzog Johann nicht hier ist, der ist gerade im Kloster Lehnin; aber der Rat muß es sogleich erfahren, damit Anstalten getroffen werden. Warte, ich ziehe mich an und du mußt mit.

Der Bürgermeister der Altstadt ließ Meister Freisack mit seinem Begleiter eintreten. Freisack verkündigte ihm, daß er ein wichtiges Geheimnis mitzuteilen habe, und bat ihn um ein besonderes unbehorchtes Zimmer. Sie wurden hineingeführt und gaben an, was sie wußten. Heinrich aber geriet in peinliche Verlegenheit, weil der Bürgermeister wissen wollte, warum er von den Mädchen sich so plötzlich und ohne seinen Gefährten entfernt habe, bis dieser es endlich heraus katechisiert hatte.

Eure Nachricht ist allerdings von Wichtigkeit, und wenn sie sich bestätigt, so habt ihr, Meister Freisack, durch die rasche Mitteilung, wie ihr, junger Freund, durch eure Entdeckung, euch ein großes Verdienst um die Stadt erworben. (Meister Freisack hob sich auf die Zehenspitzen, denn es kribbelte ihm darin; er sah Heinrich zärtlich an.) Vor allen

Dingen muß ich dem Rat davon Mitteilung machen, und ich will die Ratmänner sogleich nach dem Rathause berufen. Da ihr ein wackerer Bürger seid, so wartet ihr wohl eine Stunde bei mir und begeben euch dann mit eurem Schützlinge nach dem Rathause. Eure Gegenwart dürfte dabei doch vonnöten sein und ich möchte nicht gern durch einen möglichen Gedächtnisfehler etwas verderben.

Freisack verbeugte sich tief und war zu allem bereit. Der Bürgermeister schickte sofort die Ratsdiener mit der Ansage ab und setzte sich dann zu den beiden bei einem Krüge edlen Bieres nieder.

Die Stunde verging unter Gesprächen dem redseligen Freisack nur zu schnell. Der Bürgermeister stand auf, ehe ers gedacht hatte. Sie gingen nach dem Rathause, und vor dem Sitzungsal sprach der Bürgermeister: Thut mir die Liebe und verweilt fürs erste hier im Vorzimmer, bis ich euch rufen lasse, denn ich muß einen ehrbaren Rat erst vorbereiten.

Schuldigkeit, sprach Freisack und machte einen Kratzfuß. Stehe jeden Augenblick zu Diensten.

Der Bürgermeister trat ins Ratszimmer. Die Ratmänner waren bereits größtenteils versammelt. Man nahm Platz und er teilte ihnen mit, was er vernommen und weshalb sie her berufen seien.

Die Nachricht ist wichtig, sprach der Ober-Stadtschreiber, jetzt Syndicus genannt. Es würde aber doch nötig sein, die Personen, welche ihr genannt, selber zu hören.

Sie sind anwesend und harren des Gebots, antwortete der Bürgermeister. Laßt Meister Freisack und den Knaben eintreten.

Freisack nahte sich mit vielen Kratzfüßen und tiefem Respekt. Endlich stellte er sich grade und gab Antworten auf die ihm vorgelegten Fragen. Heinrich mußte die ganze Geschichte von neuem erzählen.

Zweierlei ist wohl noch nötig, sprach der Bürgermeister. Wir müssen den Schüler Claus vernehmen, welcher am Kamin das Gespräch mit behorcht hat, und dann vor allem die beiden Beginen. Seid ihr dessen zufrieden?

Ja wohl, sprachen die Ratmänner. Heinrich mußte die Wohnung des Claus angeben. Man schickte einen Ratsdiener hin, ihn vor den Rat zu laden. Er wohnte in der Altstadt. Vier Ratsdiener erhielten den Auftrag, die beiden fahrenden Beginen Beata und Barbara abzuholen. Nach einer halben Stunde kam Claus. Seine Angabe des Gesprächs, so weit er es am Kamin belauscht hatte, stimmte mit den Angaben Heinrichs gut überein. Kurze Zeit nach ihm kamen die beiden Beginen heulend und weinend, weil sie sich nichts Gutes versahen.

Bürgermeister. Ihr habt nicht nötig zu weinen, da euch nichts

geschehen soll, wenn ihr die Wahrheit sagt. Kennt ihr die beiden jungen Leute hier? Wer war vor ihnen bei euch?

Beata. Zwei Männer, die wir nicht kennen. Sie schienen aber was Vornehmes zu sein und bezahlten auch gut.

Bürgermeister. Was wollten sie von euch wissen?

Beata. Ob sie Glück haben würden bei einer beabsichtigten Unternehmung. Sie wollten einen Ort berennen, dessen Namen sie aber nicht angeben mochten, und wollten reisiges Volk in einen Hinterhalt legen, in ein Gebäude nahe an der Stadt. Wenn nun ein Ausfall gemacht würde, wollte man die Feinde vorbei rennen lassen und dann aus dem Gebäude hervorbrechen. Sie wollten wissen, ob das gelingen würde und ob sie viele Gefangene machen würden.

Bürgermeister. Und ihr habt ihnen gesagt, es würde glücken?

Barbara. Gestrenge Herren, man muß den Leuten doch was sagen, sonst geben sie einem nichts. Freilich wird es glücken, wenn nicht der einen Partei, doch der andern, und schreiben sie sich beide den Sieg zu, desto besser; denn daß beide verlieren sollten, ist doch unerhört.

Ihre Aussagen im Einzelnen stimmten mit Heinrichs Angaben gut überein, nur das Küßen erklärten sie für einen unschuldigen Scherz, da ja beides Knaben seien, und sie ohnehin sich dem Himmel gelobt hätten.

Der Bürgermeister kündigte ihnen an, daß sie für jetzt in der Stadt bleiben würden, bis sie Erlaubnis erhielten, dieselbe zu verlassen; bis dahin könnten sie die Krankenpflege im St. Gertruds-Hospitale übernehmen. Hierauf wurden alle Vorgeforderten entlassen, bis auf Freisack und Heinrich, welchen ein besonderer Dank für ihre Mitteilung gesagt wurde, wobei man sich vorbehalte, sich ihrer noch besonders zu erinnern, wenn ihre Nachrichten der Stadt von Nutzen sein würden. Beide traten darauf ab und begaben sich nach Hause.

Freisack machte ein überaus wichtiges Gesicht, als seine Hauswirtin ihn fragte, wo er so lange gewesen sei. Statt aller Antwort sah er sie sehr selig an und sprach: Mutter, dein Mann ist heute hoch geehrt worden. Bringe vom besten Bier herauf, das wir haben, laß uns noch einmal zu Tische sitzen und Abendbrot essen, denn der gute Heinrich hat ja ohnehin noch nichts bekommen. Bring das Beste was du hast, aber niemand ist heute mit uns, als Heinrich und unsere Kinder. Hörst du, niemand sonst. Es muß hoch hergehen, denn so was ist mir noch nicht vorgekommen. — Wohlverdient um die Stadt, um die Stadt, um die Hauptstadt eines ganzen Landes — heiliger Sebastian — aber still, still, alte Plaudertasche, nicht gemuckst.

Frau Freisack sah ihren Mann an, schüttelte den Kopf und meinte, er schiene heute schon Bier genug getrunken zu haben.

Freisack. Seit drei Stunden nicht einen Tropfen als beim Herrn Bürgermeister. Poß Blitz, da ist es doch heraus! Weib, du machst mich ganz verwirrt mit deinen Einreden; aber ich kann mich heute nicht ärgern, nein ich kann nicht, und wenn ich das ganze Geheimnis verraten hätte, doch nicht. — Heiliger Sebastian, wohl verdient um die Stadt, — es ist um deckenhoch zu springen!

Er schnitt sofort einige Kapriolen und Frau Freisack machte, daß sie aus der Stube kam. Sie that nach ihres Mannes Willen, der unterdessen wie ein Brummkreisel im Zimmer umher fuhr, einzelne Phrasen murmelte und von Zeit zu Zeit den anwesenden Heinrich drückte und küßte.

Der Tisch wurde bereitet, die Familie setzte sich, und Freisack hatte sich heute ein Kissen auf seinen Sitz gelegt, um höher zu sitzen. Er ergriff den Bierkrug und that einen herzhaften Zug. Ah, rief er, so ein Trunk schmeckt nach gethaner Arbeit. Prächtigt, ein edles Bier. Blitz und Hagel, so wird es dem Quizow nicht schmecken, wenn ihm seine Saat verhagelt ist. Was wird der — ja so; Mutter, reich den Gänsebraten herüber, der sieht gar schmackhaft aus.

Frau Freisack. Aber sag' mir nur, was hast du denn heute, was führst du denn für wunderliche Reden?

Freisack. Hörst nicht danach, Kinder, es ist ein Geheimnis, wovon nur ich, unser Heinrich und ein ehrbarer Rat der Altstadt wissen. Ja, ja, dein Mann ist jetzt so klug als ein Ratsherr, und vor zwei Stunden war er sogar noch klüger, denn er hat sie erst klug gemacht.

Frau Freisack. Was hast du ihnen denn gesagt?

Freisack. Nun, was der Quizow vor hat. Aber es ist ein Geheimnis.

Frau Freisack. Ei, wenn erst so viele davon wissen, wird es nicht lange ein Geheimnis bleiben. Und dem Heinrich hast du es auch gesagt?

Freisack. Pst. Der ist ja eben der, durch welchen alles an den Tag gekommen ist. Er hat sie belauscht.

Frau Freisack. Heinrich die Quizows? Wie ist denn das zugegangen?

Freisack. Draußen in der Badstube und in der Kirche St. Nikolai. Aber was er gehört hat, nein, das ist nicht zu sagen, das muß geheim bleiben.

Indessen stand die Familie nicht vom Tische auf, ehe sie nicht die ganze Geschichte haarklein wußte. Freisack legte allen ein tiefstes Stillschweigen auf und war glücklich wie ein König, daß er nun darüber schwätzen konnte.

Am andern Morgen ganz früh sandte der Rat der Altstadt Bran-

denburg eines seiner Mitglieder nach Kloster Lehnin, einem zwei Meilen südöstlich von Brandenburg belegenen Orte, an den Herzog Johann und ließ ihn von dem Plane der Feinde unterrichten und um Hilfe bitten. Darauf ritt der Ratmann mit dem Herzoge nach dem anderthalb Meilen von Lehnin belegenen Städtchen und Schlosse Golzow, und setzte Wichart von Rochow von dem Vorhaben ihrer Feinde in Kenntniß.

Dieser ließ sogleich seine Knechte versammeln, gab ihnen den Befehl, sich schleunigst zu rüsten und sowohl zu Fuß wie zu Roß sich einzeln nach Brandenburg zu begeben, aber ja kein Aufsehen zu erregen. Zu dem Ende sollte ein Teil durch das St. Annen-, ein anderer durch das Steinthor einziehen, jedoch ebenfalls einzeln und zu verschiedenen Zeiten. So viel als möglich sollten sie ihre Waffen verbergen. Sie brauchten daher auch nicht zu gleicher Zeit von Golzow aufzubrechen, sollten aber es so einrichten, daß sie auf den Abend um die Dämmerung sämtlich in Neustadt Brandenburg hinter St. Paul an der Mauer versammelt seien. Nachdem man rasch etwas zu Mittag gegessen, machten sich der Herzog Johann, Wichart von Rochow und der Rathsherr mit ihrer Begleitung auf und ritten nach Brandenburg.

Sobald sie angekommen waren, wurden die Gildenmeister und Ratmänner beider Städte zusammenberufen und ihnen angezeigt, daß sie morgen vor Tagesanbruch wohl bewaffnet auf ihren Lärmplätzen mit den Bürgern versammelt sein möchten, um ein Vorhaben des Feindes, von welchem man Kunde erhalten, zu vereiteln. Zu gleicher Zeit kam die Anzeige, daß sich die vor dem Plauer Thore der Altstadt aufgestellten Wachttrupps in die Stadt zurückgezogen hätten, weil von Plau her eine Menge reifigen Volks, besonders zu Fuß, angezogen sei. Man habe das Plauer Thor geschlossen und die Mauer für jetzt mit Söldnern besetzt, weil sich der Feind längs des Grabens ausdehne.